Lieb Vaterland

Roman von Rudolf Stratz.

(41. Fortsetzung und Schluß).

„Was glauben Sie wohl, was ich alles durch die Spritztour hierher versäume? Zwei Sitzungen — eine telephonische Konferenz mit Berlin. Die Arbeit brennt mir auf den Nägeln. Ich kann's kaum vor den Aktionären verantworten. Aber man ist schließlich auch Mensch. Hier bin ich Mensch. Sehen Sie: Sie sagen selbst, Ihre Ehe wird geschieden. Also war sie unglücklich, natürlicherweise. . .“

„Ja, gewiß!“

„Und sicher nicht durch Ihre Schuld! Ich kenn' doch auch die Leute dort! Hätten Sie einen anderen bekommen, wäre alles gut gegangen. . .“

Die junge Frau erhob sich bald.

„Herr Generaldirektor, ich weiß wirklich nicht, wieso diese Frage gerade uns beide hier interessieren soll!“

„Das werde ich Ihnen gleich verraten, meine Gnädigste! Bleiben Sie nur hübsch sitzen! . . . Daß Sie den bewußten andern nicht geheiratet haben, das hat er mir selber vor einem Vierteljahr erzählt! Gnädige Frau. . . Sind Sie mir nicht böse, wenn ich mir eine Zigarre anzünde? Ich kann nun mal nicht reden, ohne zu rauchen. . . Verfluchte Angewohnheit! . . . Danke schön!“ Er entlockte seiner Havanna die ersten blauen Wolken und nahm ganz gemächlich das Gespräch wieder auf. „Nun — und wenn mich der eine von den beiden Teilen seines, wenn auch späten Vertrauens würdigt — warum soll ich es dann nicht auch bei dem anderen versuchen? Der Lünemann ist so ein tüchtiger Mensch! Daß er mir nun ganz vom Fleisch fällt und kopfhängerisch wird und über Gott und die Unsterblichkeit spintisiert, statt an unsere Kurse zu denken, so geht das nicht weiter. Schon im Interesse des Geschäfts! Der Lünemann muß unter die Haube!“

„Er ist doch schon längst verheiratet!“ sagte Margarete Feddersen.

„Denkt nicht daran! Entlobt! Seit langem! Knall und Fall! Warum, wissen die Götter! Er sagt es keinem Menschen. Es war 'ne nette Lesherung! Wütend war alles auf ihn. Ich konnte ihn kaum halten. Ich hab' die erste Gelegenheit benutzt, um ihn zu lüften, und ihn in Geschäften nach Griechenland geschickt! Haben Sie denn davon nichts gehört?“

„Nein!“

„Auch nicht, wie Sie jetzt nach Deutschland zurückkamen?“

„Ich hab' ja kaum einen Menschen gesehen und gesprochen! Ich hab' mich ganz der Pflege meiner Mutter gewidmet!“

„Ach so. . . ja! Was haben Sie denn, gnädige Frau?“

„Nichts! Nichts!“

„Sie werden auf einmal so blaß! Soll ich ein Glas Wasser holen?“

„Nein, danke sehr! Es geht schon vorüber!“

Margarete Feddersen saß aufrecht da. Sie beherrschte ihre Gesichtszüge. Nur ein leises Zittern überlief ihren Körper. Es war ein Schweigen zwischen ihnen. Dann hub der Generaldirektor an:

„Der gute Lunemann beißt sich lieber die Zunge ab, als daß er einer Menschenseele verrät, warum er sich eigentlich entlobt hat. Aber Ihnen gesteht er's vielleicht. Falls er eben Gelegenheit hätte, mit Ihnen zu reden.“

Die junge Frau hob die Augen zu dem Generaldirektor. Mit einem raschen, halb angstvollen Blick, und senkte sie wieder. Er war von neuem verlegen. Er zog emsig an seiner Zigarre.

„Sie gehen mich ja nichts an, gnädige Frau! Aber wenn ich so den Lunemann Jahr um Jahr im Schweiß seines Angesichts für unsere Gesellschaft büffeln seh', ohne daß er irgendeine Freude am Leben hatte. . . ich will nicht die Vorsehung spielen . . . ich bin nicht der liebe Herrgott. . . ich hab' bloß dem Lünemann vor ein paar Tagen nach Athen telegraphiert, er soll nach Deutschland kommen. Ich denke, er wird heute noch in Hamburg sein! Ist's Ihnen recht?“

Margarete erhob sich. Auch der Generaldirektor Malloney stand auf und bettete den Stummel der Zigarre, die ihm über diese saure Viertelstunde hinweggeholfen, in einen Becher.

„Wenn er hier ist, gnädige Frau, werd' ich ihm sagen, daß Sie auch hier sind. Dann rutsch' ich spornstreichs ins Geschäft zurück. Mag nun werden, was will. Ich hab' den Lünemann wirklich lieb! . . . Ich wollte, ich hätt' 'nen Sohn wie ihn. Aber es sind man lauter Töchter. Uff! Adieu, gnädige Frau.“

Der Generaldirektor Malloney schüttelte Margarete die Hand und lief förmlich davon, als habe er eine üble Tat begangen, und trockenete sich, während er im Lift hinanfuhr, mit einem Taschentuch die Stirne.

Von oben sah er durch die Lichthalle noch einmal die junge Frau. Sie saß, ohne sich zu rühren. Menschen kamen und gingen im Getriebe des Hotels. Sie beachtete es nicht. Dann durchzuckte es sie: So wird nun auch bald Moritz Lünemann hier eintreten. Sie sprang jählings auf. Sie stand vor dem Gasthaus. Sie ging in die Straßen hinaus, ohne zu wissen, suchte sie ihn oder floh sie ihn? Wie im Traum sah sie um sich. Der Wind kräuselte den blauen Spiegel der Innenalster. Außen auf der großen, freien Fläche schäumten weiße Wellen. Silbergrau verschwamm weiterhin der Wasserspiegel. Ein alter Mann mit einer Tüte trat ihr in den Weg. Sie sollte kleine Fischen für die Möwen kaufen. An der Ecke standen zwei Kleinmädchen mit weißen Häubchen. Sie lispelten beim Sprechen. Es war wie auf dem Theater. Es war alles unwahrscheinlich in dieser großen fremden Stadt. Es war, als müsse man jeden Augenblick erwachen, in die Wirklichkeit von Potsdam oder Paris zurück. Der Alsterpavillon war schwarz von Menschen. Die Musik spielte. Sie schritt geistesabwesend daran vorbei — wieder in das Hotel. Sie stand am Fenster ihres Zimmers, den Kopf zwischen den aufgestützten Armen, die Handflächen an die hämmernden Schläfen gepreßt. Unten schossen die Dampfboote wie Schwalben kreuz und quer durch die Flut, Jachten blähten wie schwimmende Schwäne ihre weißen Segel, Ruderboote flitzten dahin. Eine kühle Brise wehte herein. Es war nun schon später Nachmittag. Die Sonne stand tief im Westen. . . Wie hatte der Generaldirektor Malloney gesagt? Heute wird er noch kommen — von Griechenland her — über Land und Meer. . .

Oder er kam nicht. Er wollte nichts von ihr wissen. Und sie saß hier und wartete. . .

Sie stand auf einmal wieder im Freien. Sie ging mechanisch auf das Rathaus zu. An dem war eine Inschrift. Die war lateinisch. Sie konnte sie nicht lesen. Ihr Herz stand still. Da kam ein Mann rasch hinter ihr her. Der sah Moritz Lünemann ähnlich. Der lüftete den Hut und gab ihr die Hand und sie ihm. Dann hörte sie wie aus weiter Entfernung seine Stimme:

„Eben war ich bei Malloney im Hotel! Dort sagten sie, Du seist ausgegangen, in der Richtung hierher. Da bin ich Dir nach.“

„Ja.“

„Und gottlob hab' ich Dich schon von weitem erkannt. . .“

„Ja.“

Auf einmal schwiegen beide und sahen sich fast erschrocken an. Dann gingen sie langsam weiter — nebeneinander, irgendwohin in die Stadt hinein, in das Gewirr krummer Grachten und alter Gassen.

Da begann er wieder und stieß es hervor:

„Malloney sagte, Du wolltest von Deinem Mann fort?“

„Ich bin es schon längst! In kurzem bin ich geschieden!“

Sie konnte nicht anders. Sie mußte aussprechen, was ihr das Herz drückte:

„Ich habe Dir doch geschrieben, wie unglücklich meine Ehe war. . . damals. . . zu Deiner Verlobung. . . oder hast Du den Brief vielleicht gar nicht bekommen?“

„Doch.“

„Aber ich nie eine Antwort!“

Er holte tief Atem.

„Ich hab' Dir damals nicht antworten können!“

„Warum nicht? Du weißt nicht, wie weh Du mir damit getan hast!“

„Ich hab' nicht können! Du hast mir in dem Brief zu meiner Heirat Glück gewünscht. . .“

„Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du vor der Heirat ständest, hatte ich nie eine Zeile an Dich gerichtet. Es sollte doch nur eine Versöhnung zum Abschied sein!

Moritz Lünemann hatte Mühe, weiterzusprechen:

„Du hast den Brief an einen viel besseren Menschen gerichtet, als ich damals war. Du hast geglaubt, ich hätte das alles zwischen uns hinter mir und hätte eine andere gefunden, die mir dasselbe sei wie einstmals Du. . .“

„Ich hab' es gehofft, Moritz. . . um Deinetwillen!“

„Ich aber will Dir gestehen: Ich war in jener Zeit in einer schlimmeren Verfassung wie Du vor sechs Jahren. Eben weil ich von Dir nicht loskommen konnte, dachte ich: Mach's wie die Grete! Tausch' Dir wenigstens für Dein Unglück Geld ein! Sie hat Dir ja das Beispiel gegeben und ist ganz vergnügt. Wenn sie vergessen und sich in alles finden kann, warum nicht auch Du? Dazu war ich fest entschlossen! Da hat Dein Brief mir plötzlich schrecklich die Augen aufgemacht. An Deinem Schicksal hab' ich mein eigenes künftiges Schicksal erkannt. Du hast mich im letzten Moment gerettet, Grete. . .“

„Und da bist Du ohne eine Zeile fort. . .“

„Dir auch das noch zu gestehen. . . . Ich bracht' es nicht fertig. Ich brauchte meine Kraft für das nächste. Ich bin heimgefahren und habe meine Verlobung aufgelöst. Die Leute hielten mich einfach für verrückt. . . Es war ein harter Schritt. Ich habe mir damit mehr Feinde gemacht, als ich zeitlebens wieder versöhnen kann!“

Sie kannte dies trotzige Lächeln an ihm. Er fuhr fort:

„Um einen tüchtigen Kerl kommen sie heutzutage nicht herum: sie brauchen mich. Es heißt nun schuften. Leicht werden wir's im Anfang nicht haben! Das erklär' ich Dir gleich!“

Er sprach wie selbstverständlich von ihnen beiden. Sie sagte nichts dazu. Still ging sie neben ihm her. Auf den abenddämmernden Gassen wimmelten die Menschen. Zuweilen sah man bei einer Straßenkreuzung weit in der Ferne die Masten der Wasserkante. Sie hatten die große Burstah hinter sich gelassen. Die Häuser wurden mittelalterlich, hochgiebelig, engbrüstig, noch aus der Zeit vor dem großen Brand. Moritz Lünemann begann wieder. „Ein Leben im Luxus, wie Du es bisher geführt hast, kann ich meiner Frau nicht bieten. Aber ich verdiene genug! Ich hab' es nicht zu bereuen, daß ich ebenso wie Du auf meine Art auch aus unseren alten Verhältnissen heraus bin. Und der Unterschied zwischen uns beiden, Grete, war: nur, daß ich dabei ein ehrlicher Deutscher geblieben bin und bleiben werde. . . Und Du mit mir!“

Er schaute sie erwartungsvoll an, ob sie ihm nicht etwas erwidern würde. Sie konnte nicht. Aber sie blieb, wie Schutz suchend, den Blick am Boden, dicht an seiner Seite. Und ihr war, wie er da neben ihr schritt und gedämpft und kräftig in seiner rauhen Herzlichkeit ihr Trost gab, als redete das Vaterland, als redete Deutschland selber zu ihr.

„Grete — hast Du mir denn nichts zu sagen?“

Er war stehen geblieben. Auch sie machte Halt und schlug die Augen auf und trat fast erschrocken einen Schritt zurück. Dicht hinter ihnen reckte sich ein Riese empor, hob sich turmhoch in die Dämmerung, überragte Stadt und Fluß. Ein getreuer Eckart hielt Bismarcks Denkmal, aus steinernen Quadern, wie für die Ewigkeit gefügt, die Wache an der Pforte des Reichs. Die beiden Menschen unter ihm schienen winzig klein. Andere waren außer ihnen nicht da. Es war still, auf dem Schluchtweg hernieder zu den Landungsbrücken. Nur aus der Ferne klangen vor der Reeperbahn und dem Spielbudenplatz der Trubel von St. Pauli, und von unten, vom Hafen her, ein unbestimmtes, tausendfaches, ehernes Brausen der Arbeit.

„Grete. . .“

Er breitete die Arme aus. Da sank sie ihm an die Brust.

„Ich bin wieder daheim! Ich bin bei Dir!“

Sie sprachen nicht weiter. Sie küßten sich stumm. Ueber ihnen stand der steinerne Riese. Der Abendschein lag über seinem mächtigen Haupt. Seine Augen blickten auf die beiden zu seinen Füßen nieder und schauten weiter in letzte Fernen und segneten das deutsche Land.

(Ende.)

Druckfehler.

(Aus einem Verhandlungsbericht.) Die Beweisaufnahme ergab aber, daß der klägerische Schlangenmensch ein ganz verbogenes Subjekt war.

— Schrecklich. A.: „Du, ich habe gehört, unser Freund Bruno hat eine Gehirnerschütterung bekommen.“

B.: „Ja, jedenfalls sind bei ihm zwei Gedanken zusammengestoßen.“

— Neues Schlachtvieh. Bäuerlein (in einem Großstadtrestaurant): „Ich möcht' was essen.“

Kellner: „Vielleicht ein Paprikaschnitzel gefällig?“

„Ja, ja, immer her mit!“ (Das Schnitzel läßt etwas lange auf sich warten, und das Bäuerlein wird ungeduldig. Plötzlich dröhnt es durch das ganze Lokal): „Zum Donnerwetter noch mal — der Paprika wird wohl erst geschlacht't?“

— Verdächtig. Frau (zu einer andern): Jessas, jessas, Frau Nachbarin, haben S' denn schon gehört, der Bäcker Meier ist närrisch geworden!

Nachbarin: Ich hab' mir mein's schon lange denkt, daß bei ihm oben die Geschichte nicht ganz stimmt, die Semmeln waren mir, merkwürdigerweise, schon seit ein paar Wochen bei ihm viel zu groß!

Worte.

Novelle von Elsbeth Meyer-Förster.

In der Arbeitsstunde saßen sie, hinten in einem dunklen Hofe, zwanzig Mädchen und mehr, und Suse in ihrer Mitte. — Einige waren hübsch und sauber, — andere schmutzig, faul, mit breiten, groben Gesichtern.

Es war ein freundlicher Mann, Abend wurde, und der Fabrikant hereinkam, um die Gaslampen über ihren Tischen anzuzünden.

Es war ein freundlicher Mann, der errötete, wenn er in das Zimmer trat. Denn einige von den Mädchen sahen ihn mit ihren frechen Blicken an und lächelten ein wenig. Er hatte eine kleine, zarte Frau. Suse sah sie manchmal, wenn sie hinüberging, um sich den Kaffee bei ihr zu wärmen. Dann nahm die Frau ihr den Topf ab, und sie traten an den Herd. Aber sie sprach kein Wort mit Suse.

Sie sah sie nur mit großen Augen an, so von oben bis unten, nicht böse, aber groß, erstaunt, wie ein Kind — ganz fassungslos.

Sie war aus einer kleinen Stadt weither. Sie dachte vielleicht, daß Suse war wie die anderen Mädchen, vor denen sie zitterte. Wenn sie ihr den Topf gab, tat sie es so, daß ihre Finger sich nicht berührten.

Aber sie hatte unrecht! Suse war nicht, wie die anderen Mädchen — damals. — Sie ging abends ganz still nach Haus. Sie hatte ihre Schlafstelle bei einer Frau mit vielen Kindern, und die Kinder waren wie Schutzgeister, mit blassen, zärtlichen Gesichtern. Immer eins von ihnen holte Suse abends ab und die großen Mädchen stießen sich an und sagten: „Heda! die Schildwache“. — Einmal kam keins von den Kindern. Vielleicht hatte die Mutter sie gebraucht, oder sie waren eingeschlafen über ihren Schiefertafeln.

Als Suse nach Hause kam, zwei Stunden später, schien alles zur Ruhe gegangen.

Es war silberne Mondnacht.

Sie ging durch das Zimmer, wo alle schliefen, es war eine schwüle Luft vom Atem der sechs Kinder. Ab- sie lagen in ihren Betten mit gekreuzten Armen, als wenn sie eben erst gebetet hätten. — Suse sah sie an, mit glänzendem Blick. Alles schien ihr silbern, wie in Duft getaucht. Ihr Herz schwoll vor Dankbarkeit. Dies Zimmer, die Nacht, die Kinder, und selbst die Wirtin, die mit abgespannten, von Sorge fast verzerrten Zügen schlafend in ihrem Bette lag, alles kam ihr feierlich und ergreifend vor.

Als sie in ihre Kammer wollte, streifte sie das Bett der Frau. Die erwachte, richtete sich auf und sah Suse, blinzelnd im Mondlicht, an. „Wo waren Sie, Fräulein?“ sagte sie.

„Ich habe Begleitung gehabt“, sagte Suse.

Die Frau warf sich auf die andere Seite. „Lasen Sie mich schlafen“, entgegnete sie mit herber Stimme. „Eine wie die andere“.

„Nein!“ rief Suse so laut, daß eines der Kinder erwachte und schlaftrunken den Kopf erhob. „Nein, Frau Helfers“.

Sie rief es mit heller Stimme. In ihr war alles licht und hell, sie konnte es hinausrufen in die stille, horchende Nacht! Ihr Herz war leicht und doch voll Wonne, keine Reue brauchte darin zu sein, sie durfte sagen: „Nein, Frau Helfers“ und die Hand der armen Frau ergreifen und sehen, wie diese sich zu ihr wandte, ihr glaubte, und wie sie lächelte.

Sie stand in ihrer Kammer, öffnete die Arme und sagte: „Gott, wie gut bist du!“

Und dann fiel ihr ein, daß morgen der Tag war, wo sie ihn wiedersehen würde. Glühende Freude überriselte sie, sie öffnete das Fenster und mit geschlossenen Augen ruhte sie so hoch über dem dunklen Hof, von Träumen der leichten Nacht gewiegt. — — — — — — — —

Die Kinder kamen sie abends nicht mehr holen, nur er kam jeden Abend und erwartete sie, in den Anlagen irgendwo zur Seite, wo die Mädchen es nicht ausspüren konnten. Wie jenen ersten Abend, da er ihr seine Begleitung angeboten hatte, wanderten sie Stunden durch die lichterblitzende Stadt, und dann brachte er sie heim, bis zu ihrer Haustür.

Sie sah ihn an, sie war klein zu ihm, er war groß, erhaben und hager. Er hatte tiefliegende Augen, von brauner Farbe — sonst war er nicht schön. Aber über den Augen lag ein feuchter Schimmer — ein seltsamer, zitternder Glanz, der förmlich blendete.

Der verwirrte sie aufs tiefste.

An einem Abend brachte er ein Buch mit. „Lies, wenn du zu Haus bist“, sagte er. „Ich habe es geschrieben“. Sie nahm das Buch, sie sah ihn fassungslos an. In ihren Augen wuchs er empor zu etwas Ueberirdischem. „Ein Buch“, murmelte sie. „Mein Gott — wie ist es möglich!“

Sie hatte wohl manchmal von Menschen gehört, die Bücher schreiben. Erklären konnte sie sichs nicht. Sie wiederholte nur immer: „Wie ist es möglich!“

An der Hausflur trennten sie sich, und sie wagte nicht, ihm ihren Mund zu reichen. Ein unendlicher Abstand schien ihr zwischen ihm und ihr. Sie reichte ihm scheu die Hand, sah zu Boden, flüsterte etwas. Da hob er ihren Kopf, hielt ihn zwischen seinen Händen, und mit seinem feuchten, glänzenden Blick sah er sie verzehrend an — lange, lange — — — — —

Suse ging die Treppen hinauf wie im tiefsten Schlafe.

Sie legte ihren Mantel nicht ab, entzündete Licht und warf sich in den Kleidern aufs Bett.

Nun riß sie das Buch hervor und schlug es auf.

Es waren gedruckte Seiten, wie in jedem anderen Buch, sie wunderte sich darüber, sie war so verwirrt, sie hatte fast gedacht, seine Handschrift müsse es sein, daß er es ja geschrieben habe.

Es war ein Roman — der erste, den sie las. Sie las bis zum Morgen, sie rang mit den Buchstaben — sie war ja ungeübt im Lesen; aber noch während sie mit dem einen Worte kämpfte, verschlang sie schon das andere, und Glut breitete sich über ihr Gesicht. Sie kannte nicht den Genuß des Lesens, sie hatte nur in den Zeitungen, welche die Mädchen mitbrachten, mitunter Dinge von Mord und dergleichen zusammenbuchstabiert. Hier aber waren Worte, glänzend und flüsternd, wie silbernes Laub; hier stiegen Blitze von Licht zwischen dem schwarzen Gewirr toter Buchstaben auf nie geahnte Gewalten packten, schüttelten, verwirrten sie. Es war die Geschichte einer jungen Arbeiterin, eines Mädchens gleich ihr. Nein, die Geschichte aller armen Mädchen, ihrer Leiden und Entbehrungen und ihrer Träume, die Geschichte ihrer Liebe, die eine Zeitlang glänzt, wie die Goldringe der Schmetterlinge, und im Staub der Straße endet.

Sie schlief erst gegen Morgen ein und erwachte wie zu einer neuen Welt. Als sie in die Arbeitsstube kam, sah sie alle die Mädchen mit einem sinnenden Blicke an. Dann nahm sie ihr Buch und las ihnen vor. „Euch alle kenne ich“, las sie. „Ich weiß, aus wie dunklen und trostlosen Höhlen ihr kommt; daß hinter dem frechsten Lächeln auf euren Gesichtern irgend ein verlorener Traum lebt, irgend ein Stück früheres Dasein noch aus der Kindheit her, irgend ein zertretenes, verflattertes Gefühl. Ihr geht umher, wie in starrem Schlaf unter eurer harten Arbeit, und nur mit der Liebe erwacht ihr. Dann aber lebt ihr mit jeder Faser eures Herzens. Ihr seid wie Weizen auf einem endlosen Feld, über das der Sturm hinsaust; so oft ihr auch zu Boden geworfen, zertreten und verdorben werdet, zur Liebe richtet ihr euch immer wieder auf. Euer ganzes Wesen ist Liebe. Und nur der Mantel darüber ist dürftig und zerfetzt“. — — —

Sie wartete nicht des Abends bis er kam, sie ging früher als die anderen aus der Arbeitsstube fort, nach seiner Wohnung und klopfte an seine Zimmertür.

Er rief herein und sprang auf, als er sie sah.

Noch nie war sie hier gewesen, und er zitterte wie sie.

Es war ein heißer Sommerabend, er hatte seine Jacke abgeworfen und stand in Hemdsärmeln da.

Suse ging außer sich auf ihn zu, umarmte und küßte ihn.

Es geschah so heftig, daß er nicht zu atmen vermochte, und Tränen stürzten ihr dabei herab.

Sie hatte ihren Kopf an seine Brust gepreßt, und sie hörte die Schläge seines Herzens bis in ihr Innerstes.

Er stotterte etwas hervor. Sein Atem ging rasch, mit seinen beiden Händen umpreßte er ihren Leib.

Sie sah auf seine Hände herab. Sie waren hager, sehnig, vornehm und schlank.

Sie hatten es geschrieben, diese Hände. Und sie beugte sich, und demütig, in fast knieender Stellung, drückte sie ihre Lippen darauf, wie man die Hände eines Geistlichen küßt.

— — — — — — — — — — — —

Vielleicht liebte er sie.

Sie war wie eine Blume aus den Bergen, und das Rote, Farbenglühende, liebte er.

Sie gingen hinaus auf die Dörfer, und ihrer beider Kindheit erwachte und tanzte vor ihnen her. Suse war voll toller Lust, sie rief jubelte und warf sich in das Feld.

Sie saßen auf den vertrockneten Wiesenrändern der Aecker, und er las ihr vor.

Sie lag mit verschränkten Armen und sah zu ihm auf. Sein Gesicht war fahl, es hatte kein Blut, ob noch so große Glut ihn ergriff, es wurde niemals rot.

Um seine Augen lagen blaue Ringe, wie träumende, dämmernde Schatten.

Und um seine Lippen spielte oft ein Lächeln, abgestanden, wie die Lache eines getrübten Wassers.

— — — — — — — — — — — —

Aber wenn er las, durchströmte ihn Gewalt. Dann wuchs er und seine Brust wurde breit. Seine Stimme war schön, sie war wie der Klang einer vollen Glocke, sie rauschte wie ein Wassersturz und sie konnte vergehen, untergehen wie ein Windhauch.

Diese Gewalt berauschte sie, warf sie zu Boden.

Sie, die nicht lesen konnte, die nur mühsam buchstabieren konnte, sie hörte diesen Strom über sich dahingehen.

Sie faßte nicht, was er las, sie rang oft noch mit einem Satz, und schon war er beim nächsten. Aber die schönen Worte kamen wie Quellen in ihr Herz, spielten auf und ab, stiegen empor wie liebliche Wassersäulen.

Oft aber waren sie wie der Sturm, der sie hin- und herriß.

Dann lag sie mit dem Kopf auf seinen Knien, schluchzte und rief:

„Nicht weiter. O lies nicht weiter“. — — — Er aber klappte das Buch zu und lächelte.

Kein Schimmer in seinem Gesicht war heißer geworden. „Du mußt nicht weinen“, sagte er, und das Lächeln blieb in seinem Gesicht.

„Es sind ja nur Worte“.

— — — — — — — — — — — —

Oft sprach er Dinge, die sie ganz betäubten. Sie hatte immer nur niedrige Worte gehört, eine schmutzige, breite Sprache.

Er aber hatte Worte, die rein waren, farbig und den Himmel berührend, wie Regenbogen.

Wenn er sie umarmte, strich er ihr das Haar weit aus der Stirn, hielt sie weit von sich und sagte:

„Wie ein Kind, das durch das Kornfeld hinläuft, über dem die Schwalben jubeln“.

— — — — — — — — — — — —

Aber als ein Jahr verflossen war, ging er fort „auf Reisen“. Suse konnte es nicht fassen. Sie begriff nicht das Wort „Trennung“, warf sich dagegen auf, kämpfte mit dem Wort, das sie jetzt täglich hörte, wie mit einem Riesen. Es half nichts. Als er vor ihr stand, im Reisemantel, und sich zu ihr hinabbeugte, die wimmernd am Boden lag, und sie ihn anstarrte mit ihren hilflosen Augen, da errötete er zum ersten Male.

Glut trat in sein Gesicht. Und flüsternd sagte er, indem er ihre gerungenen Kinderhände auseinanderbog:

„Wir werden uns wiedersehen. Mein wildes Mädchen, meine schwarze Rose wird die Arme offen halten, bis ich komme“. —

Ein dumpfes Schluchzen war die Antwort auf seine Worte. Sie wußte jetzt — es waren Worte. — — — Nie hörte sie mehr von ihm. —

Aber sie las sein Buch immer wieder, in ihren einsamen Stunden, verschlang es wie in der ersten Stunde, bis sie die vielen schönen, klingenden Worte im Schlafe hätte hersagen können. „So ihr auch zu Boden geworfen, zertreten und verdorben werdet, zur Liebe richtet ihr euch immer wieder auf“. Sie wiederholte es unzähligemal, der Sinn ging ihr auf, und sie schüttelte den Kopf und weinte finster und trotzig vor sich hin. Nein, nimmermehr, zur Liebe richten sie sich nicht mehr auf, die da zertreten sind — es waren nichts als Worte!!

Und sie begann das Dasein wieder, das sie vordem geführt — das Leben der Arbeiterin, rauh, grob, maschinenmäßig.

Sie nähte jetzt in der Fabrik, und Sonntag ging sie zum Tanz, gleich allen anderen, und drehte sich wie die anderen, halb müde und halb erregt.

Sie nahm auch den Ton der übrigen an, und als ein Schlosser, mit dem sie seit langem „ging“, ihr die Heirat bot, da sagte sie teilnahmlos ja.

Viele Kinder kamen in der Ehe, das Rote, Glühende fiel immer mehr von ihr ab, sie welkte, wie jedes andere Arbeitsweib.

Und es ging ihr und dem Manne mitunter bitterlich schlecht. Da nahm sie Aufräumestellen an und ging zum Waschen aus. — Kein Klang mehr aus der versunkenen Zeit. Das Poltern des Waschbretts, das Klappern ihrer Pantoffeln, mit denen sie über die Pfützen der Kellerräume schritt. Und die Dienstboten kamen zu ihr, lamentierten, juhlten und schäkerten, und ihre breite Sprache, ihre frechen Reden plätscherten nieder wie ein Regenbad.

So tropfte und plätscherte es dahin über Suses Leben, das Breite und das Gemeine, in unaufhörlichem, langsamem, stetigem Strom. Wenn sie nach Hause kam, wartete der Schlosser schon, bestellte um ein paar Groschen zu Bier, und trank langsam und mäßig mit ihr die Kanne leer. Aber das Bier belebte ihn, und während sie, von dumpfer Müdigkeit überwältigt, die Lager bereitete, erzählte und schwatzte er, ein wenig lallend; immer dieselben Dinge, um sie „klug zu machen“, und immer in denselben, schlüpfrigen, eindeutigen Ausdrücken, in denen es ihm behaglich war.

Aber manches Mal war sie allein, wenn ihn ein Genosse zur Versammlung abgeholt hatte.

Da stürzte sie an ihren Reisekorb und riß das Buch heraus, das tief versenkt unter ihren alten Röcken lag, ihr Evangelium, vergrub sich hinein und sog sich fest an seinen Worten.

Liebliches, das sie dereinst gehört, vom Jubel der Schwalben, und dem Kinde, das über das Kornfeld hinläuft, von der Liebe der armen Mädchen, und dem Sturm, der über die gebeugten Halme braust, zog immer wieder durch ihren Sinn. — — —

Wie silberne Tautropfen rieselten sie ihr durch die Seele, die verklungenen, zärtlichen Worte, und fielen auf die toten Knospen.

Und über ihre Kinder schüttete sie es aus, das Meer von beredter Zärtlichkeit, über die kleinsten von ihnen, die sie noch nicht verstehen, sie mit ihren verwunderten Armeleutekinder-Augen nicht verlegen anstaunen konnten.

Sie mußte das Kleinste eines Tages entwöhnen.

Aufrecht saß es in seinem Bettchen, der Morgen war fahl und kalt, und mit hungrigem Mäulchen jammerte es nach der Mutter und nach ihrer Brust.

Da schwoll ihr Herz in einer übermächtigen Zärtlichkeit zu diesem Jüngsten, Zartesten, dem Duft und der Unschuld ihres eigenen, einstigen Selbst, sie riß das von dünnen Löckchen umsäumte Köpfchen an ihr Herz, und indem sies wie neues Leben nach den Quellen ihrer Brüste strömen fühlte, flüsterte sie:

„Mein kleines Mädchen, meine schwarze Rose muß nicht weinen; sie wird die Arme offen halten, bis ich komme“. —

Der Schlosser in seinem Bett hatte die zitternden Worte gehört.

Er richtete sich ein wenig auf in den Kissen, und halb noch verschlafen, mit blödem Staunen blinzelte er nach ihr hin:

Was murmelte sie da?!?

Ein schlauer Gastwirt.

Auch an dem „schönen Geschlechte“ eines kleinen deutschen Bundesstaates — nennen wir ihn Kleinland — war die moderne Frauenbewegung nicht spurlos vorübergegangen. Eines Tages erschien in sämtlichen Blättern des Ländchens ein Aufruf, unterzeichnet von mehreren Damen der Residenz, der alle fortschrittlich gesinnten Frauen und Mädchen aufforderte, an einem bestimmten Tage sich in der Landeshauptstadt einzufinden; Zweck und Ziel: Gründung eines Landesverbandes, dessen Aufgabe es sei, im Verein mit andern Verbänden für die politische, soziale, materielle und sonstige Hebung des weiblichen Geschlechtes, für die Gleichstellung der Frau mit dem Manne, für ihre Erhöhung zu vollem Menschentume zu kämpfen.

Der schwungvoll geschriebene Artikel fand in dem Ländchen ein vielfaches Echo, und an dem bestimmten Tage brachten die Eisenbahnzüge aus allen Richtungen der Windrose in hellen Scharen die emanzipationslüsternen Frauen und Mägdelein (letztere befanden sich meist schon in mehr oder minder „reifen“ Jahren) nach der Residenz.

Da der Kongreß von mehrtägiger Dauer sein sollte, und für Unterbringung der Teilnehmerinnen in Privatlogis keine Vorsorge getroffen war, galt es für die meisten Damen, sich in einem Hotel Verpflegung und Nachtquartier zu sichern.

Als sie aus der Bahnhofhalle traten und nach einem Hotelwagen Ausschau hielten, wurde ihnen ein ungewohnter Anblick, der sie mit freudigem Staunen erfüllte. Hoch auf dem Kutscherbock des Hotelwagens der „Goldenen Gans“ thronte ein dralles junges Mädchen, die Peitsche in der einen, die Zügel fest in der anderen Hand. — Ein weiblicher Hotelwagenkutscher!

Was Wunder, daß das Gefährt der „Goldenen Gans“ von den Kämpferinnen für die Hebung des Weibes zum vollen Menschentume förmlich gestürmt wurde. Viele, die keinen Platz mehr fanden, fuhren per Droschke oder in der Elektrischen zur „Goldenen Gans.“

Denn selbstverständlich mußte einem Wirte der Vorzug gegeben werden, der in so eklatanter Weise die völlige Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne bewies. Ja, die völlige Gleichwertigkeit! Das zeigte sich so recht in der Sicherheit und Gewandtheit, mit der Fräulein Kutscher den großen schweren Hotelwagen durch die Brandung des Straßenverkehrs sicher zum Ziele steuerte.

Die „Goldene Gans“ war rasch bis auf das letzte Fremdenzimmer besetzt; sie glich drei Tage lang einem Damenpensionat, der Wirt machte gute Geschäfte.

Am Morgen des vierten Tages schritt Herr Mayer, der Besitzer der „Goldenen Gans“, zu seinem Pferdestall hinüber. „Friedrich!“ Auf diesen Ruf eilte Fräulein Kutscher herbei.

„Friedrich, die Frauenkongreßlerinnen sind fort. Zieh dir die Weiberröcke aus und deine Hosen wieder an, die Komödie hört nun auf. — Hast deine Rolle übrigens gut gespielt, da, dies zum Lohne.“ Und er drückte „Fräulein“ Kutscher ein glänzendes Douceur in die Hand.

— Protest. Hausfrau (in der Küche mehrere Soldaten treffend): „Aber, aber Jette, wir haben doch hier keine Feldküche!“